

**Zeitschrift:** Schweizer Schule

**Herausgeber:** Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

**Band:** 56 (1969)

**Heft:** 14-15

**Artikel:** Die Siedlungen : Nahtstellen zwischen Natur und Kultur [Fortsetzung]

**Autor:** Jenal, C.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-533942>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Zwei Eindrücke sind sicher objektiv: Die jugoslawischen Völker haben nach den furchtbaren Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges und den Blutopfern (1,7 Millionen oder 10,5 Prozent haben im Krieg das Leben verloren) in kaum vorstellbarer Weise aufgeholt. Ein großer Bildungshunger beschwingt die Menschen. Die Revolution des dialektischen Materialismus hat offenbar viele geistige Kräfte freigemacht. Die Bildungsexplosion ist stärker als bei uns. Diese und andere östliche Völker holen auf (so ist die Zahl von Analphabeten von 43 Prozent im Jahre 1931 auf 21 Prozent im Jahre 1961 gesunken). Diese Völker werden nicht stehen bleiben. Sie können westliche Völker, wenn sie sich nicht sputen, überholen (das könnte auch von einigen «Entwicklungs»-Kantonen gelten!).

Der zweite Eindruck: Jugoslawien mit seinen 20 Millionen Einwohnern (1967 78 je Quadratmeter), mit seinen sechs Republiken (Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Mazedonien, Montenegro, Serbien, Slowenien), mit seinen vielen völkischen Minderheiten (nebst 7,8 Mio Serben, 4,3 Mio Kroaten, 1,6 Mio Slowenen, 1,1 Mio Mazedoniern, 973 000 Muselmanen im ethnisch. Sinn, 520 000 Montenegrinern finden sich mehrere nationale Minderheiten wie Skipetaren, Ungarn, Türken, Slowaken, Bulgaren, Rumänen und manche Einwohner ohne erklärte Nationalität), Jugoslawien mit seinen zwei angestammten christlichen Bekenntnissen (Katholiken und Orthodoxe, dazu kommen noch die muselmanische Religion und heute auch der Atheismus) hat zum Teil Ähnlichkeit mit der föderalistischen vielfestigten Schweiz. Die Gesellschaftsstruktur ist allerdings heute eine verschiedene; auch die Mittelmeerküste, die wir nicht besuchen konnten, der



Die St.-Markus-Kirche in der Altstadt Zagrebs. Die Maiandacht war gut besucht und erfreute sich reger Teilnahme der Gläubigen.

Balkan, den wir in Belgrad spürten, wären oder waren für uns ungewohnt. Ungewohnt – das müssen wir leider etwas beschämt bekennen – waren für uns auch die wirklich «ungewöhnliche» Gastfreundschaft und die spontane Herzlichkeit, mit der wir empfangen, bewirtet und beschenkt wurden. Wir werden uns Mühe geben müssen, die jugoslawischen Kollegen, die unsern Besuch im September in der Schweiz erwideren wollen, nicht zu enttäuschen.

## Die Siedlungen — Nahtstellen zwischen Natur und Kultur 2. Teil

C. Jenal

Nicht mehr zeitgemäß ist auch die Gleichsetzung der Stadt mit einer Gemeinde als administrativer Einheit. Gegen die Eingemeindung wehren sich aber städtische Vorortsgemeinden oft aus Traditionsbewußtsein und andern Gründen. Deshalb zerfallen Großsiedlungen, die im Landschaftsbild und auch wirtschaftlich durchaus eine Einheit bilden, in mehrere administrative Bezirke.

Das ist unrationell und widerspricht der heutigen Tendenz zu fortschreitender Integration. Kann somit eine moderne Großstadt aber überhaupt noch als eine geographische Einheit gegen die Umwelt abgegrenzt werden? Das ist offenbar nur nach verkehrs- und wirtschaftsgeographischen Kriterien möglich.

Städte und Verkehrslinien gehören zusammen.

Schon im Altertum entstanden Städte und Straßen miteinander und in gegenseitiger Abhängigkeit. Städte sind Verkehrsknotenpunkte. Wie die Spinne in ihrem Netz, hängt eine Stadt in einem Netz von Verkehrslinien. Es gibt Geographen, welche die schwierig zu bestimmende *«natürliche»* Großstadtgrenze, und das ist die Grenze ihrer Einflußsphäre, als reine Verkehrsgrenze betrachten. Sie nehmen die Grenze des täglich zwischen dem Stadtkern und dem *«Weichbild»* hin und her flutenden Verkehrs als solche an. Das Wort Weichbild kann dabei durchaus im Sinne von *«Aufweichung»* ihres Randes genommen werden. Der Zug der Bevölkerung nach der Peripherie ist für die Entwicklung der modernen Großstadt durchaus charakteristisch. In vielen Großstädten wurde der Stadtkern, die sogenannte City, zum fast völlig unbewohnten Geschäfts- und Verwaltungsbezirk. Darum herum gruppieren sich in lockerer Anordnung die reinen Außenquartiere. London ist ein Musterbeispiel dieser Entwicklung. Sie ist bei großräumigen Siedlungen bloß durch Schnellverkehrsmittel möglich und findet ihre Grenze in den Fahrpreisen und in der Fahrdauer. Letztere übersteigt erfahrungsgemäß von der am weitesten entfernt gelegenen Wohnstätte zum Arbeitsplatz nur selten eine Stunde. Man nennt Linien, die Punkte in der Umgebung einer Stadt mit gleicher Fahrzeit bis zum Stadtkern verbinden, Isochronen. Die Stundenisochrone wird jedoch noch nicht als natürliche Stadtgrenze angesehen. Um das Abhängigkeitsverhältnis eines Vorortes zur Stadtmitte festzulegen, muß außer der Fahrdauer auch die Verkehrshäufigkeit berücksichtigt werden. Es ist natürlich ein wesentlicher Unterschied, ob ein Vorort mit dem Stadtkern durch Fünfminutenverkehr oder bloß durch einige seltene Verkehrsgelegenheiten verbunden ist. Nur solche Vororte können zur Großstadt selbst gerechnet werden, die jederzeit schnell und billig erreichbar sind. Aus mittlerer Fahrzeit, Verkehrshäufigkeit und Fahrpreis berechnen Verkehrsgeographen eine mittlere *«Erreichbarkeitsferne»* des großstädtischen Mittelpunktes von den Randsiedlungen. Die Linie, welche Orte mittlerer Erreichbarkeitsferne von einer Stunde verbindet, betrachten sie dann als natürliche Stadtgrenze. Je mehr Menschen ihr eigenes Auto besitzen, desto weniger werden Fahrpreis und Verkehrshäufigkeit öffentlicher Verkehrsmittel eine Rolle spielen. Verflüchtigt sich damit die Stadtgrenze nicht immer

mehr? Aus den einst von wehrhaften Mauern so fest umgrenzten Städten wurden reine *«Einflußsphären»*. Der mittelalterliche Begriff der Stadt ist auch aus diesem Grunde völlig überholt. Die Stadt von heute hat mit solchen des Mittelalters und Altertums überhaupt nichts Vergleichbares mehr. Vor allem die mittelalterliche Stadt war durch die Bauweise, die Befestigungsanlagen und den Markt charakterisiert. Es gab solche mit bloß 200 Einwohnern. Enge, dunkle Gassen erweckten den Eindruck langer Gänge in Klöstern und Gefängnissen. Nach der Schleifung der Stadtmauern breiteten sich die Städte im Grünen aus. In den Außenquartieren nehmen die Grünflächen einen größeren Raum ein als das überbaute Areal mitsamt Plätzen und Straßen. Diese Außenquartiere sind aber eben die neuen, modernen Stadtteile. Besonders die Villenviertel, die es in allen größeren Städten gibt, sind die intimste Vereinigung von Natur und Kultur. Manche modernen Städte sind ausgesprochene Gartenstädte. Die *«Natur»* in ihnen hat zwar nichts Ursprüngliches an sich. Es ist eine vom Menschen bis aufs Äußerste veredelte Natur und damit eben Kultur. In den dichtbesiedelten Industrieländern sind die Bauerndörfer *«verstädtert»* und die Städte *«ländlich-idyllisch»* geworden. Stadt und Bauerndorf, ehemals zwei völlig gegensätzliche Siedlungsarten, haben sich einander angeglichen. Aus der Vogelschau hat man den Eindruck, viele Dörfer seien in regelloser Streu der City, der eigentlichen, nämlich der mittelalterlichen Stadt, angelagert. In ganz jungen Städten gibt es diesen Unterschied nicht.

International ist die Bevölkerung der Großstädte. Das gilt ebenso von ihrer Pflanzenwelt. In Gärten und Parkanlagen vornehmer Villen, aber auch in bescheidenen Vorgärten, öffentlichen Anlagen und Friedhöfen kommen Bäume und Sträucher aus der ganzen Welt vor. Noch zahlreicher sind fremdländische Blumen. Die krautigen Pflanzen beherrschen aber das Stadtbild nicht so offensichtlich wie holzige Gewächse. Nirgends ist die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt so groß wie in einer Stadt. Die wenigsten davon sind einheimisch. Kosmopolitisch ist ihre Zusammensetzung. Die Zahl der Fremdpflanzen, die auch in unserm Klima gedeihen, ist enorm. Wenig Menschen ist es bewußt, daß deren Artgenossen nicht in unseren Wäldern stehen und auf unseren Feldern wachsen. Unsere natürliche Baum-, Strauch- und Krautvegetation ist viel artenär-

mer als die Fremdflora der Städte. Sie zaubert uns eine exotische Welt vor. Die heimatliche Natur hat auch heute noch kein *«Bürgerrecht»* in der Stadt. Wohl hat die Natur die Städte wieder zurückeroberet. Es ist aber eine künstliche Natur. Sie wurde vom Gärtner geschaffen und wird auch von ihm erhalten. Der tropische Wald kennt keine Jahreszeiten. Blühen und Fruchten gibt es dort nebeneinander. Unsere städtische Pflanzenwelt kennt zwar die Jahreszeiten, aber das Blühen dauert vom Spätwinter bis in den Spätherbst. Der Gärtner täuscht uns einen Frühling vor, der ein halbes Jahr lang dauert und nicht bloß wenige Wochen wie in unserer heimischen Natur.

Über die Kulturvegetation Europas sagte schon vor bald 100 Jahren ein Kenner der Gartenflora: «Wenn plötzlich eine Riesenhand über uns führe und mit einem Schlage alle Pflanzen entfernte, die nicht schon seit Menschengedenken von selbst bei uns wachsen, dann träten wir hinaus in eine abschreckende Wüste. Leer würden nicht bloß die Blumentische reicher Leute, fort wären auch die bescheidenen Töpfe vor den Fenstern der kleinen Wohnungen, weg wären aus Vorgärten und Promenaden Sträucher und Bäume, denn fast alles, was der Mensch zu seiner Freude, vieles was er an Gewächsen zur Nutzung in seine Nächste Umgebung und eigenhändige Pflege nahm, hat er aus fremden Erdteilen, zu meist aus Asien und Amerika gebracht.» Das gilt in erster Linie für die Städte. Diese wurden zu wahren Pflanzenexklaven innerhalb einer völlig anders gearteten Vegetation. Die Zierpflanzen überwiegen hier die *«Kulturpflanzen»* im engen Sinn. Je stärker sich der Mensch von der Natur löst, desto größer wird seine Sehnsucht *«zurück zur Natur»*. So schuf er sich in den Städten durch Zierpflanzen eine neue Natur. Darin sind sehr viele Pflanzen, welche die Kunst des Gärtners verbessert oder veredelt hat.

Es gibt aber nicht nur eine ausgesprochene Stadtvegetation, sondern ebenso eine spezifische Tierwelt der Städte. Ganz besonders gilt das für die Vögel. Vom deutschen Ornithologen H. Frieling stammt sogar der Ausdruck *«Großstadtvögel»*. Vögel mit den verschiedensten Umweltansprüchen finden in der Stadt günstigen Lebensraum. Felsenbewohnenden Vögeln sind Häuser und Türme willkommener Ersatz ihrer natürlichen Heimat. Unsere Wildtauben sind verwilderte Haustauben. Diese stammen von der Felsentaube

ab. Dann gibt es den *«Mauersegler»*, den *«Turmfalken»*, den *«Steinkauz»*. Solche Namen verraten ihre Nist- und Aufenthaltsorte und deuten dadurch auch ihre Herkunft an. Es sind sogenannte Felsbrüter. Für Wald- und Buschvögel gibt es in den Städten durch Parkanlagen und Gärten ebenfalls vorzüglichen Ersatz. Die Amsel ist uns unter ihnen am vertrautesten. Sogar Wüste und Steppe sind der Stadt nicht fremd. Straßen und Plätze, Schuttstellen und anderes städtisches Ödland locken Vögel an, als deren natürliche Urheimat Steppen und Halbwüsten gelten. Der Spatz ist ein solcher. Auch wild lebende Säugetiere fehlen in der Stadt nicht.

Der Mensch wird oft als Naturschänder, zum mindesten aber als ehrfurchtslos vor ihr gebrandmarkt. Durch seine Schuld sind bei uns schon manche Wildtiere verschwunden. Bedauern wir jedoch, daß es in unsren Wäldern keine Bären und andere gefährlichen Raubtiere mehr gibt? Anerkennen wir daher ihre Verdrängung als Schuld? Wenn von Frevel an der Natur gesprochen wird, sollte man gerechterweise auch einmal anerkennen, was der Mensch zur Bereicherung unserer Vegetation geleistet hat. Das macht die Verarmung, die ihm so schwer angekreidet wird, nicht nur wett, sondern übertrifft sie weit. Besonders die Städte, die doch ursprünglich die *«Los von der Natur»*-Bewegung einleiteten, wurden zu mannigfaltigen Naturoasen, sowohl an Pflanzen als auch an Tieren. Wölfe gibt es bei uns zum Glück keine mehr, wohl aber eine große Zahl abweichender Hunderassen. Das ist wahrlich keine Verarmung, sondern eine gewaltige Bereicherung unseres Daseins, auch wenn dieser ganze Reichtum nur von des Menschen Gnade lebt und viele dieser Pflanzen und Tiere seine Sklaven sind. In den Städten berühren sich Natur und Kultur aufs innigste. Sie sind wahrhaft die Nahtstellen zwischen beiden Bereichen.

Durch die industrielle Revolution hat in den letzten 100 Jahren die Verstädterung in den hochindustrialisierten Ländern gewaltige Fortschritte gemacht. Dieser Prozeß wird weitergehen und in einer fernen Zukunft auch die heute noch stark unterentwickelten Gebiete erfassen. Afrika hat bereits Millionenstädte in Gebieten, die vor 100 Jahren noch zu den *«weißen Flecken»* auf der Karte gehörten. In deren Nachbarschaft leben die Menschen weiter in ebenso primitiven Hütten oder als Nomaden wie damals oder wie

die Menschen außerhalb der ersten Städte des nahen und fernen Orients vor bald 5000 Jahren. Durch die fortschreitende Rationalisierung der Landwirtschaft werden immer weniger landwirtschaftlich tätige Menschen einer wachsenden Zahl nichtlandwirtschaftlicher Bevölkerung Nahrung und Kleidung beschaffen. In China und Indien, die zusammen fast die Hälfte der Menschheit zählen, sind noch etwa 80 % Bauern. Einst war bei uns deren Anteil eben so groß. Auch diese Länder und alle übrigen unterentwickelten Gebiete werden vermutlich einmal die europäisch-amerikanische Entwicklung durchmachen. Das bedeutet aber zunehmende Verstädterung.

Heute gibt es auf der ganzen Erde 60 Städte mit mehr als einer Million Einwohnern. In ihnen leben ungefähr 120 Millionen Menschen. Keine Statistik meldet aber die Gesamtzahl der Städte unter einer Million. Läßt man auch die 10 000-Einwohnergrenze als Kriterium der Stadt außer acht, dann ist in Europa und Amerika die Zahl der Siedlungen mit städtischem Gepräge enorm. Es gibt auch keine Statistik, welche die Fläche der städtischen und der menschlichen Siedlungen überhaupt angibt. Eine Abschätzung derselben kann sich nur im Rahmen einer Größenordnung halten. Es soll versucht werden. Großlondon zählt 8 Millionen Einwohner. Seine Fläche mißt 869 km<sup>2</sup>. Auf eine Million entfallen somit etwas mehr als 250 km<sup>2</sup>. Die Vorstädte lagern sich aber in sehr lockerer Streu um das eigentliche London. Dieses bedeckt nur 330 km<sup>2</sup> und hatte vor dem Kriege 4 Millionen Einwohner, also eine Million auf bloß 75 km<sup>2</sup>. Heute sind es nur noch 3,3 Millionen (90 km<sup>2</sup> für eine Million). Auch für New York ergeben sich sehr abweichende Bevölkerungsdichten, je nachdem ob man den Umkreis eng oder weit zieht. Im Stadtgebiet von Manhattan leben auf 58 km<sup>2</sup> rund 2 Millionen Menschen, also auf knapp 30 km<sup>2</sup> eine Million. Für die übrigen Stadtteile schwanken die Zahlen sehr stark und zwar zwischen 70 und 500 km<sup>2</sup>. Auf die Gesamtfläche von 816 km<sup>2</sup> entfallen fast 8 Millionen Einwohner, somit im Mittel wieder eine Million auf 100 km<sup>2</sup>. Man muß wie bei London zwischen dem eigentlichen New York und Groß-New York unterscheiden. Dieses ist noch viel stärker aufgelockert als Groß-London. Die Einwohnerzahl Groß-New Yorks beträgt 15 Millionen und verteilt sich auf mehr als 10 000 km<sup>2</sup>. Daraus läßt sich kein brauchbares Dichtemaß

errechnen. Noch viel weniger erhielt man ein solches, wenn Groß-Los Angeles zur Berechnung herangezogen würde. Wir legen dieser daher New York im engen Sinn zugrunde. Das ist New York-City. Hier trifft es also 100 km<sup>2</sup> auf eine Million. Für die meisten Schweizerstädte ergibt sich eine Bevölkerungsdichte von einer Million Menschen auf 80 bis 100 km<sup>2</sup>. Bei 100 km<sup>2</sup> sind somit genügend Grünflächen eingerechnet.

Die Gesamtfläche sämtlicher städtischen Siedlungen abzuschätzen, ist sinnlos, da dieser Begriff viel zu vage und die Zahl der *städtischen* Bevölkerung daher nicht angebbar ist. Denkt man sich aber die ganze Menschheit kulturell so weit entwickelt, daß sie größtenteils in Siedlungen mit städtischem Gepräge lebte, dann läßt sich mit einer mittleren Dichte von einer Million pro 100 km<sup>2</sup> die gesamte Siedlungsfläche der Erde wenigstens großenordnungsmäßig errechnen. Sie betrüge 300 000 km<sup>2</sup>. Das ist eine runde Zahl und muß mit Vorbehalt hingenommen werden. Als Vorstellungsstütze für ihre Größe kann Italien dienen. Es hat diesen Flächeninhalt. 300 000 km<sup>2</sup> kann viel und wenig bedeuten, je nach Standpunkt. Wer schon die Ausdehnung Großlondons erstaunlich findet, wird von dieser Zahl um so mehr beeindruckt sein. Aber wie wenig ist das gegen die gewaltigen Flächen, die vom Menschen intensiv landwirtschaftlich genutzt werden. Gegenüberstellungen sind immer ein vorzügliches Mittel zur Veranschaulichung. Nur die Anbaufläche für Weizen beträgt 2 Millionen km<sup>2</sup>. Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein. Kleidung ist so wichtig wie Nahrung. Die Anbaufläche für Baumwolle mißt etwa 300 000 km<sup>2</sup>. Wohnung ist nicht minder notwendig als Kleidung und Nahrung, und doch bedecken sämtliche *Dächer* der Erde weniger Fläche als das mit Baumwolle bepflanzte Areal. Immer lauter wurden die Alarmrufe über den rapiden Schwund an anbaufähigem Boden durch das Wachstum der Städte, durch Straßen und andere künstlich unproduktiv gemachte Flächen. Nie spricht man aber davon, wieviel fruchtbaren Boden die Menschheit zur Erzeugung verschiedener Genußmittel verschwendet. Die Anbaufläche für Kaffee, Reben, Gerste (zur Biererzeugung) und Tabak beträgt mehr als 200 000 km<sup>2</sup>. Das ist die Fläche von Großbritannien oder der deutschen Bundesrepublik (und etwa das Siedlungsareal), welche die *hungernende* Menschheit für die bei uns wichtigsten Genußmittel opfert,

und es werden nie Proteste oder Alarmrufe deswegen laut.

Siedlungen bestehen aus Häusern und Straßen. Verkehrslinien und Siedlungen ergänzen und bedingen einander, sind voneinander untrennbar, Verkehrs- und Siedlungsgeographie daher innig miteinander verquickt. Das dichte Netz von Straßen und Eisenbahnlinien beschränkt sich heute noch auf die hochindustrialisierten Länder. Dessen Dichte übertrifft die sämtlicher Flusssysteme. In der Schweiz entfallen auf 1000 km<sup>2</sup> etwas über 30 km Flusstrecken. Kleinere Seitenbäche sind darin nicht inbegriffen. Mit ihnen könnte die Dichte wohl das Mehrfache ausmachen. Gegenüber der Dichte des Straßennetzes wäre auch das noch wenig. Dieses beträgt nämlich heute schon mehr als 400 km pro 1000 km<sup>2</sup> Fläche, in Großbritannien sogar über 1200 km. Diese Zahlen gelten alle noch für die Zeit vor dem Bau der Autobahnen. Feldwege und unbedeutende Landstraßen werden durch solche Statistiken nicht erfaßt. Das Schienennetz ist in Mittel- und Westeuropa ebenfalls sehr dicht. Im Vorkriegsdeutschland war seine Dichte auf 1000 km<sup>2</sup> 150 km, in Großbritannien 140.

Eine Angabe der Gesamtfläche, welche Straßen und Bahntracés bedecken, ist mit großer Unsicherheit behaftet. Sie kann nur innerhalb weiter Grenzen gewagt werden. In Mittel- und Westeuropa dürfte es heute auf 1000 km<sup>2</sup> Fläche 5 bis

10 km<sup>2</sup> ausmachen. Im Vergleich dazu beträgt die Siedlungsfläche auf gleichem Raum zwischen 10 und 20 km<sup>2</sup>. Diese ist jedoch nur z. T. unfruchtbare Areal. Stellt man das in Rechnung, dann ergibt sich für das dichtbesiedelte und dem Verkehr intensiv erschlossene Mittel- und Westeuropa ein künstlich unproduktiv gemachtes Gebiet von etwa 15 bis 25 km<sup>2</sup> auf 1000 km<sup>2</sup> Gesamtfläche. Das sind also bloß 1,5 bis 2,5 %. Man kann aber ebenso gut 2 bis 3 oder auch nur 1 bis 2 % annehmen. Es handelt sich ja nur um die Größenordnung, um Annäherungswerte. Die natürlichen unproduktiven Areale machen 20 bis 30 % aus.

Sind aber die Alarmrufe über den Schwund kulturfähigen Landes durch das Wachstum der Städte und den Bau der Nationalstraßen nicht doch berechtigt? In der Schweiz werden nach zuverlässigen Angaben jährlich 20 km<sup>2</sup> Kulturland dafür geopfert. Das mag in der Tat zu bedauern sein, aber zu ändern ist es nicht. Die Menschheit wird nach andern Nahrungsmittelquellen suchen müssen. Dafür gibt es bereits heute schon verschiedene Möglichkeiten. Mit dem Schwund der ursprünglichen Natur muß man sich abfinden. Die «Hochkultur» fordert ihren Tribut. Moderne Städte sind aber anderseits Kronzeuge für die Naturliebe des Kulturmenschen und beweisen die Möglichkeit einer Koexistenz von Natur und Kultur.

## Umschau

### Suchtgefahren

Pro Juventute, 50. Jg. Mai 1969, Nr. 5, 84 S., Fr. 3.—. Die Diskussion über die Gefahren des Alkohol-, Nikotin- und Schmerzmittelmißbrauchs haben eine noch nie gekannte Aktualität erreicht. Zahlreiche Fachvertreter wenden sich im Mai-Heft der Zeitschrift PRO JUVENTUTE, das die Suchtgefahren behandelt, mit beachtenswerten Beiträgen an Erzieher, Lehrer, Fürsorger und Eltern. Im ersten, präventiv- und sozialmedizinischen Teil äußern sich Ärzte und Statistiker zum Problem der Süchtigkeit: Prof. Dr. Meinrad Schär stellt in seinem Grundsatzartikel die verschiedenen Suchtformen vor. Der Zürcher Gesundheitsdirektor Regierungsrat Dr. Urs Bürgi geht den Ursachen der Süchtigkeit nach, während Dr. Kurt Biener über den Einfluß der Gesundheitserziehung auf den Genußmittelverbrauch Jugendlicher, den Rütitest, berichtet. Prof. Dr. Paul Kielholz und Dr. Dieter Ladewig wei-

sen vom psychiatrischen Standort aus auf die Bedrohung der geistigen Gesundheit durch die Suchtgefahren hin, und Dr. Felix Welti macht auf den Einfluß des übermäßigen Alkoholkonsums auf die Volksgesundheit aufmerksam. Der zweite Teil dieses Heftes zeigt Möglichkeiten der Vorbeugung durch gesundheitspädagogische Maßnahmen auf. Mit der Gesundheitserziehung als Aufgabe der Schule setzt sich Dr. Willy Canziani auseinander. Seine grundsätzlichen Erwägungen werden durch praktische Hinweise zur Gesundheitserziehung auf der Unterstufe (Max Hänsenberger), Mittelstufe (Max Tobler) und Oberstufe (Ernst Strebler) ergänzt. Die zuletzt genannten Artikel sind in dieser Nummer der «Schweizer Schule» abgedruckt. -ni

## Mitteilungen

### Bewußter Glauben durch Bildung

Wiederbeginn des «Katholischen Glaubenskurses» (tkl/kgk) Die Gegenwart fordert vom glaubenden Christen ein ständiges Neudurchdringen und Umdenken im